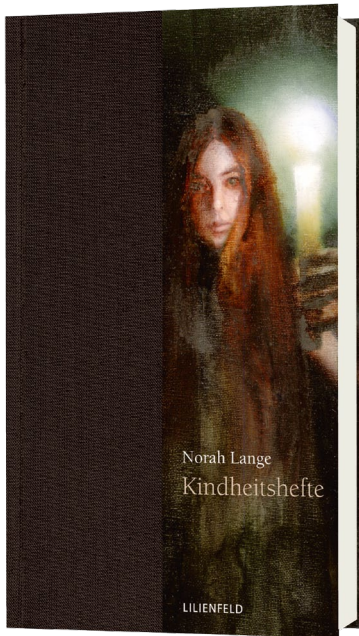




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



NORAH LANGE
KINDHEITSHEFTE
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-19-9

Stockend und voller Glück, als würde ich eine Landschaft hinter einem beschlagenen Zugfenster zurückbekommen, taucht die erste Reise, die wir, gerade einmal für eine Nacht unterbrochen, von Buenos Aires nach Mendoza machten, in meiner Erinnerung auf.

Mit Hilfe eines Angstgefühls schafften es meine fünf Jahre, den Abend zu behalten, an dem wir Monte Comán erreichten, um dort eine Nacht zu verbringen und am nächsten Morgen zu unserem Ziel weiterzureisen.

Das Hotel hatte nur wenige Zimmer, und wir alle – meine Eltern, Eduardito, wir fünf Schwestern, die Gouvernante und das Kindermädchen – mußten in drei engen Räumen übernachten, aber weder diese noch irgendeine andere Unbequemlichkeit hätte die Begeisterung mindern können, die das Ereignis in uns auslöste, mit den Erwachsenen im Speisesaal eines Hotels zu Abend zu essen.

In weißen Matrosenkleidern warteten wir fünf Mädchen mit einer solchen Ungeduld darauf, daß es uns schien, als brauchte die Mutter lange, um sich zurechtzumachen, als brauchte das Kindermädchen länger als sonst, um Eduardito ins Bett zu bringen.

Als wir endlich in den Speisesaal eintraten, sahen wir, daß nur ein einziger Tisch von einem Paar besetzt war,

und kurz nachdem wir uns gesetzt hatten, hörten wir, wie der Kellner in vertraulichem Ton zu meinem Vater sagte:

„Das ist der Zirkusdirektor in Begleitung der stärksten Frau der Welt. Jeden Abend hebt sie drei Männer mit ihren Zähnen hoch.“

Fünf vor Neugierde aufgerissene Augenpaare hefteten sich gleichzeitig auf das Paar. Da ich mit dem Rücken zu ihnen saß, mußte ich mich umdrehen, um die Frau sehen zu können. Während ich sie betrachtete, glaubte ich wahrzunehmen, daß ihr Körper und ihre Häßlichkeit allmählich anwuchsen, und es war mir unverständlich, wie der Direktor in ihrer Nähe lachen konnte, sie essen sehen und dabei so ruhig bleiben.

Mein Vater, der mir gegenüber saß, befahl mir, mich richtig hinzusetzen, aber bevor ich gehorchte, bemerkte ich, daß die Frau mich anlächelte, und da ich mich nicht traute, das Lächeln zu erwidern, drehte ich mich schnell um und aß weiter.

Ich war nie in einem Zirkus gewesen und konnte mir unmöglich vorstellen, wie eine Frau drei Männer an ihre Zähne hängt. Während ich mich über den Teller beugte, löste allein der Gedanke eine Welle von Angst in mir aus, die mir die Beine hinaufkroch und die ich nicht aufhalten konnte. Ich dachte, daß die Frau vielleicht verärgert wäre, weil ich ihr Lächeln nicht erwidert hatte, und daß sie die erste Gelegenheit nutzen würde, um mich mit ihren Zähnen zu packen. Da ich mit dem Rücken zu ihr saß, konnte ich unmöglich überwachen, ob sie von ihrem Tisch aufstand, um sich an unseren heranzuschleichen. Allmählich und unaufhaltsam nahm das

Entsetzen solche Ausmaße an, daß ich die Mutter fast weinend bat, mich neben sie setzen zu dürfen.

Bevor wir in dieser Nacht einschlafen konnten, mußten wir warten, bis mit der Erschöpfung die Gewißheit schwand, daß die Frau aus dem Zirkus ein Zimmer nicht weit von den unseren belegte. Und am nächsten Morgen fuhren wir verteilt auf zwei Breaks – meine Eltern mit Eduardito und dem Kindermädchen in einem, die Gouvernante mit uns fünfen in dem anderen – los in Richtung Nachbardorf.

Nach drei Stunden Ruckelei durchquerten wir einen Bach. Bevor unsere Kutsche zum dunklen Wasser hinunterfuhr, sahen wir mit hilflosen Mienen zum vorderen Wagen, um uns an der Mutter festzuhalten, die uns, über Eduardito gebeugt, nicht aus den Augen ließ, solange das Platschen der Pferde unsere weißen Kleider bespritzte und das Wasser beinahe die Achsen der Räder bedeckte. Aneinandergedrängt versuchten wir uns von unserer Angst abzulenken, indem wir die Hunde streichelten, die sich hinter den Sitzen versteckten. Als wir das andere Ufer erreicht hatten, verspürten wir eine kleine Freude, die fortan immer wieder von Schlammresten ausgelöst werden würde, die von Rädern abfielen, oder vom leichter gewordenen Schritt der Pferde nach dem Überwinden eines morastigen und schwierigen Weges.

Noch bevor es Abend wurde, konnten wir von weitem das alte Haus erkennen, in dem wir uns einrichten sollten, bis das neue fertig gebaut wäre. Ein Ehepaar aus San Luis empfing uns am Gartentor. Die Frau trug ein Kleid mit einer enormen geblühten Schleppe, von dem

wir dachten, sie hätte es aus irgendeiner Truhe hervorgeholt, um ihrem Empfang mehr Glanz zu verleihen, das sie aber während der anderthalb Monate, die wir dortblieben, nicht auszog.

Beim Abendessen mußten wir eine Menge Lampen und Kerzen anzünden, um die von Spinnen und Wanzen dicht bevölkerten Wände zu überwachen, was nicht verhinderte, daß wir bei der geringsten Berührung der Schuhe mit dem Stuhl sofort aufsprangen, weil wir dachten, daß eine Maus uns das Bein hochkletterte.

Während wir in dem alten Haus wohnten, machten wir es uns zur Gewohnheit, abends erschöpft nach Hause zu kommen und sofort einzuschlafen, um die Angst vor dem Ungeziefer, das dort Zuflucht gesucht hatte, nur so kurze Zeit wie möglich ertragen zu müssen. Nachdem wir das Grundstück abgelaufen waren, kletterten wir tagsüber auf der Suche nach Fledermäusen auf Bäume und erklimmen die von Kletterpflanzen dunkel bewachsenen Dächer, und wenn wir eine fangen konnten, sperrten wir sie in einen Käfig.

Wie sie so reglos an einem der Drähte hingen, kamen sie uns wie dunkle und faltige Lappen vor. Manchmal dachten wir auch, daß die Fledermäuse weinten und ihr Gesicht versteckten, und nachdem wir sie wieder aus dem Käfig geholt hatten, setzten wir sie auf einen Ast, damit sie wegfliegen konnten.

Ich empfand während dieser Zeit keine Angst, keinen Ekel vor ihnen, aber als wir aus diesem düsteren Haus voller unzusammenhängender und geheimnisvoller Orte in das große Gebäude umzogen, das man für uns gebaut hatte, sah ich sie so eng an die hellen

Wände gedrückt, ihr Flug vor den offenen Fenstern war so lautlos und wie von feuchter Watte, daß ich mir nur vorzustellen brauchte, sie könnten meine Wange streifen, um eine endgültige Abneigung gegen sie zu fassen.

Gegenüber von unserem Grundstück gab es ein paar Häuser und eine Hütte, die von ihren zerfarrten und mit Flickern übersäten Lehmwänden kaum aufrechtgehalten werden konnte. In diese Hütte zog eines Tages ein Ehepaar, das so in Armut versunken war, daß sie, als sie in ihr Zuflucht suchten, nicht einmal etwas hatten, auf das sie sich setzen konnten, bis die Mutter ihnen Kleidung, Essen und zwei Hängematten aus Weidengeflecht schickte. Die Frau kam sehr selten aus der Hütte, und bei diesen Gelegenheiten sahen wir sie von weitem, gebeugt, die Schultern immer mit einem alten Dreieckstuch bedeckt. Später erfuhren wir, daß sie schwindsüchtig war und daß der Ehemann es gerade eben schaffte, mit kleinen Schreinerarbeiten ein paar Centavos zu verdienen.

Eines Nachmittags hörten wir, daß Andrea im Sterben lag, und als sich die Nachricht verbreitet hatte, daß sie tot war, sahen wir, wie der Ehemann an der Gartentür läutete. Wir nahmen an, daß er eine Hilfe für die Beerdigung oder noch ein paar Blumen haben wollte, aber er bat nur um eine Sicherheitsnadel, um seinen Hemdkragen zu schließen. Es kam ihm ungebührlich vor, mit bloßem Hals über die Tote zu wachen, und es war die einzige Veränderung seiner Kleidung, die er sich angesichts des Todes seiner Frau leisten konnte.

Wir fanden es schrecklich, daß er nur um eine Sicherheitsnadel bat.

Als mein Vater zu ihm ging, traf er ihn allein in dem Raum an, stehend vor der Leiche, die er selbst in ein Laken gewickelt und in ihren Sarg gelegt hatte. Zwei gewöhnliche Kerzen erleuchteten das Kopfende. Das

Licht strahlte durch das kaputte Fenster auf die Straße hinaus und füllte sich mit Staub.

Sehr früh am nächsten Morgen hörten wir es hämmern. Es war der Mann aus der Hütte, der den Sarg zumachte. Wir stellten uns vor, wie er allein in dem Zimmer wie gewohnt arbeitete und ein paar Nägel im Mund festhielt, während er das Brett über den so bekannten und elenden Körper legte.

Vor dem Mittag holte ein Wagen der Gemeinde den Sarg.

Ich glaube nicht, daß mich seither irgendeine Armut so berührt hat.

Schon seit ich vier Jahre alt war, belagerte man mich mit dem immer gleichen Lied: „Sie ist nicht hübsch, aber was für schönes Haar sie hat! Sie sieht aus wie ein Junge.“

Zu jener Zeit konnten diese Bemerkungen mir nichts anhaben, und wenn mir jemand den Kopf streichelte und dabei erklärte, ich sähe aus wie ein Junge, glaubte ich arglos, daß das ein Lob bedeuten würde.

Eines Nachmittags wurde ich auf die Terrasse gerufen. Der Handelsvertreter, dem man die Einkäufe in Buenos Aires auftrag, wartete dort beladen mit Paketen und Schachteln. Ich dachte, daß man mir irgendein neues Kleid gekauft hatte, das ich an Sonntagen anziehen sollte, wenn die Gouvernante uns in den Club oder zum Spaziergehen auf die Avenida del Nevado ausführte.

Als ich aber auf die „Verandah“ hinaustrat, kam es mir so vor, als würden alle etwas vor mir verbergen. Ich nahm wahr, daß mein Vater ein kleines Glitzern in den Augen hatte, das Glitzern, das wir an ihm bemerkten, wenn er unbeschwert war. Dann sah ich, wie die Mutter Bänder zurechtschnitt, Schleifen band und einen Hut mit einer breiten Krempe aufprobierte.

Mein Vater nahm mich auf seine Arme und stellte mich auf den Tisch. Die anderen hatten schon in allem herumgestöbert, und ich hatte ein bißchen Angst, weil mir schien, als erwarteten sie etwas von mir und von dem, was die Schachtel verbarg, die meine Mutter gerade auspackte.

Da ich immer genauso angezogen war wie Susana – für Irene wurden andere Kleider gekauft, Marta und

Georgina bekamen auch beide das gleiche an – überraschte es mich, daß sie nicht auch auf dem Tisch stand.

Als die Mutter die Schachtel aufgebunden hatte, sah ich, wie sie einen dunklen Anzug aus schwerem Stoff hervorholte. Nachdem mir die Schürze abgenommen wurde, hielt mich jemand dazu an, zuerst ein Bein zu heben, dann das andere. Daran gewöhnt, mit dem Kopf zuerst in ein Kleid zu schlüpfen, begann diese neue Prozedur mich zu ärgern, ebenso wie die fröhliche Stimmung meiner Schwestern. Ich dachte, daß sie mich verkleiden würden, und begriff nicht, warum sie dafür mich ausgesucht hatten, die Häßlichste.

Sobald die Hosenträger festgeknöpft waren, zogen sie mir ein Jackett an und ließen mich allein auf dem Tisch stehen.

„Jetzt sieht sie wirklich wie ein kleiner Junge aus!“ rief die Mutter, während die Schwestern das Ergebnis dieser neuartigen Bekleidung betrachteten und beipflichtend lächelten.

Meine Augen fingen an zu brennen, und plötzlich fühlte ich mich verlassen und lächerlich. Ich dachte, daß sie mich mit Absicht bloßstellen wollten, und langsam stieg der erste Schluchzer in mir auf, wütend und trotzig. Ich wollte nicht weinen. Es schien mir absurd, als Mann gekleidet zu weinen, und ich stieß einen Schrei aus.

– Ich will kein Junge sein! Ich will kein Junge sein!

Die Mutter nahm mich in ihre Arme, um mich von den neuen und fremden Kleidern zu befreien. Ich weinte so sehr, daß meine Verzweiflung fast wie eine Nervenkrise wirkte. Erschrocken und reumütig liebkooste mich die Mutter, während die anderen den Anzug

versteckten und ihre Sachen mitnahmen, als würden sie sich schämen. Nie mehr wurde über diese Episode gesprochen.

Nach dem Mittagessen hörten wir ein Geräusch ähnlich dem, das Pferde machen, wenn sie Mais kauen. Es waren die Räder der Kutsche auf dem Kies. Pascual, der Kutscher, meldete, daß wir im Break Platz nehmen konnten, und nach einer halben Stunde Fahrt kamen wir fünf Mädchen auf dem Grundstück von Madame Lagrange an, die uns Französischstunden gab und an die wir uns wegen ihrer Vornehmheit und Eleganz noch heute erinnern.

Madame Lagrange empfing uns immer, als wären wir geladene Gäste, und obwohl wir viermal in der Woche bei ihr erschienen, nahm die Frische ihrer Begrüßung niemals gewohnheitsmäßige Formen an, und es gab nicht die geringsten Anzeichen dafür, daß sie uns vor zwei Tagen auf die gleiche Art willkommen geheißen hatte.

Ihre Tochter, fünfzehn Jahre alt, Jacquette genannt, trug breite dunkle Zöpfe über der Brust und erfüllte mich mit Bewunderung. Diese erfuhr jedoch häufige Unterbrechungen, denn ich bewunderte sie nur, wenn ich mich an sie erinnerte. Sobald ich sie aus der Nähe sah, wenn sie uns half, die Mäntel abzulegen, oder uns die mit Zimt gewürzte Milch servierte, die wir so mochten, schwand meine Bewunderung bis fast zur Gleichgültigkeit, und lieber hätte ich sie seltener gesehen und mehr Begebenheiten erzählt bekommen, in denen sie vorkam.

Zu jener Zeit war ich davon überzeugt, daß Frauen körperlich sehr schwach sein mußten und daß eine Art Mattheit, ein ewiges Genesen den Hauptwesenszug echter Weiblichkeit ausmachte. In der Gewißheit, daß

eine Frau perfekt war, wenn sie häufig in Ohnmacht fallen konnte, legte ich mich eines Abends ins Bett und stellte mir mit einer Hand dicht am Hals vor, ohnmächtig zu sein. Begierig, eine ideale Frau zu werden, hörte ich auf zu atmen und wartete mit halbgeschlossenen Augen darauf, daß die Decke und die Wände anfangen würden, sich sanft um mich herum zu drehen, bis mich die Vorzeichen der Ohnmacht überkämen. Aber ich schlief in dieser Nacht nur schneller ein, als je zuvor.

Eines Nachmittags wies uns Madame Lagrange darauf hin, daß wir zur Teezeit nicht auf Jacquette warten sollten, denn sie sei ohnmächtig geworden, während man ihr ein Kleid anprobiert hatte. Kaum hatte ich das Wort ohnmächtig gehört, wurde ich hellhörig und war mir sicher, daß ich schließlich einer perfekten Frau gegenübertreten würde. Als meine älteste Schwester fragte, ob es etwas Ernstes sei, hielt ich gespannt inne und befürchtete, daß es normalerweise nicht geschah, denn dann hätte es mich nicht mehr so sehr interessiert. Ich verspürte eine große Erleichterung, als die Lehrerin mit einem Tonfall, der keine Besorgnis enthielt, fortfuhr:

„Sie wird immer ohnmächtig, wenn ihr ein Kleid anprobiert wird. Sie kann nicht lange einfach so still dastehen, und so sehr die Schneiderin sich auch beeilt, kaum soll sie einen Arm ausstrecken, muß man sie hinlegen und ihr Luft zufächeln. In der Schule ist es das gleiche. Ich war gezwungen, darum zu ersuchen, daß man nicht von ihr verlangen soll, die Examina im Stehen abzulegen.“

Endgültig überzeugt, brauchte meine Bewunderung jetzt nur noch eine einzige weitere Erstaunlichkeit, um

die Freude vollständig zu machen. Ich mußte sie in dieser Ohnmacht sehen, die ich mir voller Blässe vorstellte, mit Händen, die an einer Gardine oder der Rückenlehne eines Sessels entlangwandern, ohne sich festhalten zu können. Ich wollte die Lehrerin bitten, mich das nächste Mal, wenn sie ein Kleid anprobirte, durch irgendeine Ritze spähen zu lassen, aber aus Angst, die Schwestern würden mit mir schimpfen, ließ ich es bleiben.

Als Jacquette ein wenig blaß das Eßzimmer betrat, konnte ich nicht aufhören, sie anzustarren. Meine Schwestern sprachen mit ihr und behandelten sie, als wäre sie eine Genesende. Mir schien, als würde ein Rest von Dunkelheit ihre Augen verschleiern und als würden die Venen des Halses und der Hände sich ausgeprägter denn je fast unmerklich bewegen.

Als wir uns verabschiedeten, kam sie uns wie immer zuvor, ordnete unsere Schreibsachen und reichte uns die Mäntel. Alle bestanden darauf, daß sie sich nicht bemühen solle und nahmen keine Hilfe von ihr an. Ich zögerte einen Moment; ich tat so, als würde ich es nicht bemerken, und ließ zu, daß sie meinen Mantel hielt, und obwohl ich wußte, daß er schwer war, steckte ich die Arme langsam hinein in der Hoffnung, daß sie vielleicht wieder in Ohnmacht fallen würde, wenn sie sich ein bißchen anstrengen mußte.

Im Verlauf dieses Winters erlitt sie nur drei Ohnmachten. Um sie zu kräftigen, wurde sie dazu angehalten, viel zu essen und Sport zu treiben, zu reiten. Nichts schien mir so absurd, wie ihr eine solche Kur zu verschreiben, um ihr die Blutarmut, die sie plagte, zu nehmen, und immer wenn sie ein zweites Glas Milch, ein

geröstetes Brot ablehnte, erhielt ich durch diese Appetitlosigkeit den Glauben an ihre Weiblichkeit zurück.

Einmal sprach die Lehrerin in einem gelassenen Tonfall über sie, der mir wie ein schlechtes Vorzeichen erschien. Die Befürchtung, etwas Unangenehmes hören zu müssen, drängte mich dazu, das Zimmer zu verlassen, aber ich ließ es bleiben, weil ich mir sicher war, daß die Lehrerin darin eine Unkorrektheit gesehen hätte. Resigniert schickte ich mich an, so wenig wie möglich zu hören.

„Jacquette geht es viel besser. Die Ohnmachten werden immer seltener, und der Arzt hat uns versichert, daß sie innerhalb von kurzer Zeit gar keine mehr erleiden wird.“

Als Jacquette ins Eßzimmer kam, rief ihr blasses Gesicht kein Gefühl mehr in mir hervor, kein Interesse. Jetzt war sie genauso wie wir.